



ESAD BABAČIĆ

PUNK-MUSEUM

HIRNKOST

ESAD BABAČIĆ

PUNK-MUSEUM

Aus dem Slowenischen von Andreas Leben

HIRNKOST

Der Autor

ESAD BABAČIĆ ist Dichter, Texter und Sänger der Punk-Band *Via Ofenziva*, Ljubljana. Er arbeitete in der Punk-Ära in einer Bäckerei, wo er »Lili Marleen für jeden echten Arbeiter« schrieb. Er war TV-Journalist, Filmschauspieler und ist Gründer eines ganz besonderen Punk-Museums.

Im Hirnkost Verlag erschien 2023 der von ihm herausgegebene Lyrik-Band *Ändert meinen Kopf – Slowenische Punk-Poesie* auf Deutsch.

ESAD BABAČIĆ

PUNK-MUSEUM

Aus dem Slowenischen von Andreas Leben

HIRNKOST

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem
Titel *Balconci* bei Založba Litera, Maribor.
Copyright © 2022 by Esad Babačić

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe:
© 2024, Hirnkost KG, Lahnstraße 25, 12055 Berlin
prverlag@hirnkost.de | *www.hirnkost.de*
1. Auflage September 2024
Alle Rechte vorbehalten.

Vertrieb für den Buchhandel:
Runge Verlagsauslieferung; *msr@rungeva.de*
Privatkunden und Mailorder:
shop.hirnkost.de

Dieses Buch gibt es auch als E-Book – bei allen Anbietern und
für alle Formate.

Unsere Bücher kann man auch abonnieren.

Cover- und Innengestaltung: alles mit Medien, Anke Enders
Foto Cover: ©istockphoto.com/nico_blue
Foto Innenteil: Esad Babačić

ISBN:
PRINT: 978-3-98857-060-4
PDF: 978-3-98857-062-8
EPUB: 978-3-98857-061-1



**SLOVENIAN
BOOK
AGENCY**

Diese Ausgabe wurde durch die Slowenische Buchagentur
ermöglicht. Wir danken für die Förderung.

Hirnkost versteht sich als engagierter Verlag für engagierte Literatur.
Mehr Infos unter *www.hirnkost.de/der-engagierte-verlag*

*Wenn die Welt untergeht,
findet ihr mich in Vodmat,
und alle werden mich satthaben.*

Hey, alter Freund, ich bin im Museum für zeitgenössische Kunst gelandet.
Du würdest sicher sagen, besser als auf dem Friedhof. Kann sein. Jetzt
lade ich alle Freunde, die mich vergessen haben, alle, die noch leben, ein,
mich zu besuchen, Eintritt – drei Euro. Und einen halben. Du kannst
umsonst rein, ich weiß, dass du knapp bei Kasse bist. Sag einfach
an der Rezeption, du willst zu mir. Wir werden über die Sehnsucht
reden, die es nicht mehr gibt, über die Melancholie, die alle verachten,
bis es zu spät ist, über die Depression, die keiner haben will, weil sie
nicht heilbar ist. Aber du weißt ja, Alter, auch für die Depression
braucht man Eier, und sie muss dir gleichgültiger sein als du ihr.
Du darfst nur nicht zurückschauen, so wie beim Skifahren.
Alles ist weiß, und du bist weiß, bis du dein eigenes Blut siehst.
Obwohl hier alles rückwärtsgewandt ist. Eine Grabkammer der Zeit,
der Ideen, Siege und Niederlagen. Im kalten Licht der Welt, das
ich täglich ein- und ausschalte, vor der Schicht und danach.
Schau, komm, wenn du willst, wenn du nicht mehr so zynisch
und selbstgefällig bist. Du weißt ja, irgendwann kommt der Tag,
wo dir das nicht mehr hilft. Du verfaulst, fällst aus. Gewichtigere
Zyniker kommen, muskelbepackte Meister von Zwist und Streit.
Du aber bist nur ein Ritter, dessen Schwert sich verklemmt hat.
Und der Spiegel ist kein Schild mehr, sondern Illusion, Täuschung,
die Rückseite misslungener Hinterlist. Ich werde dich nicht
bitten, ich habe meinen Stolz, auch wenn du auf ihn
scheißt. Aber du tust wenigstens nicht so, als würde er dir
was bedeuten. Ja, genau das hat uns auch begraben, dass
wir mit der Zeit so getan haben, als würde es uns kümmern.
Und schon waren wir verkauft, für ein wenig Kleingeld.
Jede Revolution landet irgendwann im Museum.
Mir gefällt aber, weißt du, dass auch die Coke hier ist,
dass man auch sie eingesperrt hat, als Exponat

menschlicher Dummheit und des Fortschritts.

Auch sie ist hier gelandet, dabei trinken wir sie

noch immer, weil wir nicht aufhören können.

Es gibt so vieles, was ich noch gern hier einsperren würde.

Das Blut, deins und meins, die kühlen Blicke und warmen Umarmungen,

die Wände, die ohne uns weinen, die leeren Straßen sonntags,

die Fahnen, denen alles runterhängt, Glocken, die ins Leere

hämmern, und den Mut der Selbstmörder, um die wir nicht

weinen dürfen.



GESTERN WAR ASCHERMITTWOCH, und die Caritas hat eine geniale Idee: vierzig Tage ohne Alkohol.

Eine Fastenzeit, die viele Slowenen beglücken wird.

Mich nicht.

Ich faste seit fast vierzig Jahren.

So lange schon trinke ich nicht mehr, zumindest nicht so wie früher, bevor alles angefangen hat.

Klar habe ich deshalb viele Freunde verloren, die nur dann erfüllt sind, wenn sie betrunken sind.

So ist das bei uns, und dessen scheint man sich auch bei der Caritas bewusst zu sein, die zu Glück ohne Alkohol rät. Als ob es nicht reicht, nüchtern auf all die seltsamen Ideen verzichten zu müssen, die du nur ein Mal hast, und auch das nur für einen kurzen Moment, nach ein paar Gläsern. Bis du ins unverwirklichte Leben zurückkehrst, mit großem Kopf und einem Haufen Fragen, die nach Möglichkeit andere für dich beantworten werden.

Ja, haben die Leute von der Caritas überhaupt eine Vorstellung davon, wie wenig Glück in jedem einzelnen Slowenen nach all den Jahren in alkoholischer Umdunstung geblieben ist? Natürlich nicht. Deshalb kommen sie auf solche Aktionen.

»Scheiß auf die Folgen, Hauptsache, wir sind glücklich«, tönt unten vor dem *Dolce* lauthals ein Nachbar, der gerade erst eingezogen ist. Und schon so laut war.

Wie ist es möglich, dass sich jemand so schnell an die neue Umgebung gewöhnt?

Nur in Vodmat, nur mithilfe von Alkohol.

Die Caritas hat keine Ahnung.

Jedenfalls nicht von diesem Register menschlichen Unglücks, das viel komplexer ist, als es auf den ersten Blick vielleicht scheint.

Und jetzt stellt euch vor, diesem Mann, der ein Dichter mit vielen

Talenten sein soll, wird der Alkohol genommen, für volle vierzig Tage. *Keine Chance*, würde Dule sagen, der überall dabei ist und nichts kommentiert, weil er zufrieden ist mit seiner Flasche Bier und dem in die Ferne gerichteten Blick, der noch nicht weiß, dass es solche Fernen nicht mehr gibt.

Keine Chance, keiner nimmt mir meinen einzigen wahren Freund. Keine Chance.

Mein einziger verbliebener Freund ist Vodmat. Obwohl ich mich schon eine Weile regelmäßig mit Softi treffe und mir ernsthaft überlege, nach so langer Zeit wieder einmal ein Bier zu trinken. Ich bin ihm einfach dankbar, dass er mich, den Nüchternen, erträgt und mir sogar zuhört, oder wenigstens so tut als ob. Denn wer hört in Zeiten mobiler Blindheit überhaupt noch jemandem zu?

Noch gut, dass ich wieder hierhergezogen bin, sonst wäre aus mir das einsamste Tier der Welt geworden, das einsamste nüchterne, das jeden Tag ins *Dolce* geht und Geld unklarer Provenienz verschwendet.

Aber sonst, ja, die Einsamkeit ist mein Beruf. Ich bin nämlich Wächter im Museum für zeitgenössische Kunst, die kaum noch jemanden interessiert. Eigentlich, um ehrlich zu sein, niemanden mehr.

Besonders jetzt, wo das Virus noch die letzten wenigen Helden verschreckt hat, die sich an Kunst berauschen, die kein Mensch versteht, und die Touristen noch immer in der Luft schwirren, irgendwo zwischen China und Europa.

Kurzum, seit die Touristen ausbleiben, sitze ich stundenlang da und warte, dass jemand kommt. Im Grunde ein wunderbarer Job für jemanden, den nur noch das Ende der Welt interessiert.

Und dann noch dieses Glück.

Am eingäscherten Donnerstag.

SIE SAGEN, es wird bald schneien. Was ich nicht glaube. Es gibt keinen Schnee mehr – jedenfalls nicht hier unten. Er kommt nicht mehr zurück. Mit uns, die wir noch immer nicht auf über 2.000 Metern Ski fahren, ist er fertig, für immer! Scheiß drauf, hat er sich gesagt und ist abgehauen ... rauf, in lichte Höhen. Bosnier und Schnee, das passt einfach nicht zusammen. In der Stadt sind sowieso nur noch sie und ein paar arme Schlucker, die umsonst arbeiten. Obwohl ich heute im Radio gehört habe, dass die Türken den Tunnel durch die Karawanken bauen, nicht die Bosnier. Und keiner hat angemerkt, wie fleißig sie sind, weil sie ihn schon bis zur Hälfte gegraben haben, während die Österreicher auf der anderen Seite schon startklar sind und mit laufenden Motoren warten, dass wir fertig werden. Upps, ach ja – die Türken, dass die Türken fertig werden. Aber sie trifft keine Schuld, o nein, diesmal nicht, wir selbst sind schuld, weil wir so lange gestritten haben, wer für wie viel arbeiten soll. Ja, wir Slowenen, immer die Besten, wenn es am schwierigsten ist. Und schwierig ist es die ganze Zeit. Darum trinken und freuen wir uns, wenn wir gewinnen. Nur dann. Sonst trinken wir, weil wir traurig sind. Auch das scheint die Caritas nicht zu wissen, die sich heute noch nicht gemeldet hat. Mich interessiert nämlich, wie die Aktion so läuft. Wie viele gestern nüchtern gewesen sind und wie viele es heute sein werden, am Freitag. Nicht allzu viele, vermutlich. Ausreden gibt es in Hülle und Fülle. Außerdem ist da noch der Krieg in der Ukraine, den wir in zehn Tagen gewonnen hätten. Klar, wenn die Russen nicht wären. Also bringen wir uns mit Wodka um, ab sofort nur noch mit finnischem.

WENN DAS PFEIFEN im Kopf die einzige Erinnerung ist, weißt du, dass dein Leben ein Schuss ins Leere war. Und du bist der Einzige, der das Echo des Schusses mit sich trägt.

Das Rollo ist noch unten, darum weiß ich nicht, ob es schneit, und auch nicht, ob die Russen ihre Kolonne vor Kiew schon in Bewegung gesetzt haben.

Manchmal ist es gut, nicht zu wissen, zurückzubleiben.

Ich schlafe noch immer im Kabinett, weil es klein genug ist und vom Rest der Wohnung getrennt, in der wir früher als Familie lebten. Wie immer werde ich direkt in die Küche gehen, aber heute ist Sonntag, und ich muss nicht aufstehen, weil ich Urlaub habe. Das Museum ist zwar offen, aber man braucht mich nicht, weil eine neue Ausstellung aufgebaut wird. Ich werde noch eine Weile liegen bleiben und versuchen, die anderen Geräusche herauszuhören, die ab einem bestimmten Moment das Pfeifen übertönen werden.

So ist das schon seit einigen Jahren, mir scheint, seit damals, als ich meinen Vater begraben habe. Zuerst das Pfeifen, das manchmal stärker und so lästig wird, dass ich mich bewegen muss. Gefolgt vom Verschmelzen mit dem übrigen Geschehen und schließlich die Dankbarkeit, wieder Teil des Blockrummels zu sein, bestehend aus sporadischem Lärm, Geschrei und dem lauten Zuschlagen der Tür zum Lift, der ohne Fahrplan rauf und runter fährt. Ganz anders als früher im alten bürgerlichen Haus, wo jeder genau gewusst hat, wann wer aufsteht und zur Arbeit oder sonst wohin geht. Hier sind noch immer zu viele Menschen, die keinen geregelten Rhythmus haben und viel mehr Zeit daheim verbringen. Oder ich bilde mir das alles nur ein.

Ich versuche mich zu erinnern, wie lange es her ist, seit es ihn nicht mehr gibt. Noch immer gehen mir die Worte des Arztes nicht aus dem Kopf, den ich ständig angerufen und gefragt habe, wie es

um meinen Vater steht, und der schon genug von mir hatte, offenbar aber auch von ihm, obwohl er das wirklich nicht hätte zeigen dürfen. Als sich sein Zustand nach einem neuerlichen Hüftbruch weiter verschlechtert hat, ist er für alle um ihn herum, einschließlich des Personals, das sich um ihn gekümmert hat, zur Last geworden. Das Einzige, was der Arzt, als ich ihn wieder einmal anrief, über die Lippen brachte, war, dass mein Vater ein *verbraucher Mensch* sei. Ich weiß nicht, warum mich diese Definition dessen, was ihm fehlte, so getroffen hat. Nicht der Umstand, dass es sich mehr als eindeutig um blitzartig fortschreitende Demenz handelte, wie ich den Schilderungen des Arztes aus der zweiten Schicht entnehmen konnte. Auch mit ihm habe ich ein paarmal telefoniert, und er hat mir erklärt, was los war. Natürlich nicht ohne Ungeduld in seiner Stimme. Als hätte nur ich angerufen und Fragen gestellt. Das alles konnte ich noch ertragen, nicht aber, dass er ein *verbraucher Mensch* war.

Ich wurde traurig, und diese Traurigkeit wollte mich nicht mehr verlassen. Als wäre es seine Traurigkeit gewesen, die zu meiner geworden war.

Noch lange kehrte ich immer wieder zu diesen Worten zurück und horchte in sie hinein, als wollten sie viel mehr sagen, als nur, dass er *verbraucht* sei – *verbraucht* war. So kam mir das damals jedenfalls vor, und das tut es noch immer.

Mein Vater war Wachmann, und zwar dreißig lange Jahre. Also hat er dreißig Jahre lang gewartet!

Wie und wann hätte er sich in dieser Zeit verbrauchen sollen, das war mir nicht klar. Daheim spazierte er ja auch nur vom Fenster in der Küche zum Polstersessel im Wohnzimmer, wo er so getan hat, als würde er fernsehen.

Auch schlafend schien er alles zu sehen. Sogar seine Karriere ging zu Ende, als er wieder mal einschlief und man ihm vor den

geschlossenen Augen das ganze Lager ausräumte. Er schlief so fest, dass er nichts hörte. Die Diebe machten sich bestimmt auch noch lustig über ihn, als sie an ihm vorbeiging und das Baumaterial wegschafften.

Ach, mich wird schon keiner ausrauben, wer interessiert sich denn noch für zeitgenössische Kunst.

Er bewachte eine Fabrik, ich bewache ein Museum. Also doch ein kleiner Aufstieg. Er hasste die Arbeit, ich hasse sie noch mehr. Vielleicht hat ihn das aufgebraucht, dass er so getan hat, als würde er arbeiten.

Aber im Ernst, wann zum Teufel hätte er sich verbrauchen sollen?

Das Herz verbraucht sich, weil es immerzu arbeitet, genauso wie das Hirn und die Tränen – auch wenn du nicht weinst. Dann sogar noch mehr, weil du eigentlich weinen müsstest, es aber nicht tust, weil du nicht kannst. Ja, das Herz verbraucht sich, wenn es nicht richtig arbeitet, und der Gedanke daran verbraucht sich, wenn er so denkt.

Wenn du mit dem Kopf gegen die Wand rennst, weißt du auch nicht, dass du mit dem Kopf gegen die Wand rennst. Und das braucht dich auf ... langsam, aber sicher.

Ich habe dieses Verbrauchen satt, eigentlich habe ich alles satt. Ich gehe lieber runter, zu den Leuten. Ich schaue nicht ins Handy. Ich werde nicht lesen, was sich tut. Ich werde unten alles hören, allein, mit den anderen ...

DAS DOLCE VITA war früher einmal eine Konditorei, zumindest ist das Lokal so angelegt. In der Vitrine neben der Theke gibt es immer einige Süßspeisen, die eher der Dekoration dienen. Ein gutes Alibi für jene, die noch das eine oder andere Bier zu sich nehmen und gut gelaunt wieder heimgehen. Ihren Liebsten können sie dann weismachen, dass sie nur in der Konditorei waren und kein Problem darin sehen, dass sie zur Süßspeise noch eine Kleinigkeit getrunken haben.

Ja, süß ist das Leben, hier in Vodmat. Da fällt mir ungewollt Marjan Rožanc ein, unser großer Vodmater Schriftsteller, der seinerzeit im höchsten Wohnblock mit Blick auf Zelena jama gewohnt hat; zwischen den Blocks war er weniger für seine außergewöhnlichen Essays und Romane bekannt, sondern vielmehr dafür, dass er einmal, als ihn seine Frau nach dem Mittagessen mit dem Abfall nach unten schickte, erst am Abend wieder zurückkam. Die Vodmater Überlieferung besagt, sie habe ihn nicht gefragt, wo er gewesen sei oder was er gemacht habe. Den Abfall brachte er bestimmt nicht wieder mit.

Ich bestelle einen Kaffee und spähe wie ein Einheimischer, der gerade aus der Armee zurück ist und verunsichert auf seine Freunde wartet.

Ich weiß, dass bald jemand kommt, der mich mit jemandem wechseln und ansprechen wird. So läuft das hier. Keiner ist der, der er eigentlich sein sollte.

Die Rollen werden beinhart zu Ende gespielt.

Und wirklich. Dražen setzt sich an den Nebentisch, das Handy immer im Blick wie ein Geschäftsmann, auch wenn er schon lange arbeitslos ist und von der Sozialhilfe lebt. Aber so ist das in Ljubljana; der Schein zählt, heute mehr denn je. Man kann die Arbeitenden von den Arbeitslosen, die Erfolgreichen von den Erfolglosen,

die Schönen von den Hässlichen, die Klugen von den Dummen, die Arschlöcher von den Anständigen nicht mehr unterscheiden; alle sind uniformiert, fremd und zugleich vertraut.

Wir sind darin untergegangen wie in trübem Wasser.

Kein Wunder, dass man im verblichenen Jugoslawien jemanden, der undurchsichtige Geschäfte unklaren Ursprungs und Charakters betrieben hat, *Mutivoda* nannte und dass in Vodmat dieses Neuwort nicht ins Slowenische übersetzt wurde. Warum nicht? Weil wir alle wussten, wer ein *Mutivoda* war, ohne zu wissen, warum. Im trüben Wasser konnte man halt nichts sehen.

Obendrein soll Vodmat, als eine der ältesten mittelalterlichen Siedlungen Ljubljanas, nach trübem Wasser benannt sein, also der Ljubljana, die vor der Regulierung im 19. Jahrhundert praktisch in ein breites, flaches Flussbett zerflossen ist, mit vielen kleinen Inseln, Biegungen und Mäandern. In einer Zeitung, die auch in Vodmat gelesen wird, stand in einem Artikel, dass der Industrielle und Gutsbesitzer Fidelis Trpinc im Jahr 1862 die vormalige Mühle zu einer Fabrik umbauen ließ, aus der 1910 die bekannte Weberei Pletenina hervorging, in der viele Vodmater Frauen arbeiteten. 1998 wurde das zweistöckige, architektonisch interessante Gebäude abgerissen, um die Zubauten zum Klinischen Zentrum zu errichten. Natürlich sehr zum Leidwesen derer, die die graue Fassade der Pletenina als Ljubljanas Klagemauer erachteten. Noch ein Exponat, das für immer im trüben Wasser bleiben wird.

DRAŽEN SCHIESST SOFORT LOS, wie es sich für Vodmat gehört; kein Vortasten, sofort volles Rohr, mit allen Waffen gegen den Feind, auch wenn er freundlich gesinnt ist.

»Hast du gesehen, was der eine Deutsche gemacht hat?«

»Welcher Deutsche?«

»Na, der, der sich achtzig Mal impfen hat lassen.«

»Warum das denn?«

»Ja, warum wohl!?«, wundert er sich, als würde ich als Einziger noch nicht wissen, was längst alle wissen müssten.

»Um die Impfnachweise zu verkaufen! Kannst du dir vorstellen, dass jemand so bescheuert und aufs Geschäft aus ist, dass er sich achtzig Mal mit diesem Zeug vergiften lässt.«

Ich konnte nur nicken, was ich im Übrigen auch dann tue, wenn es nicht sein muss. Ich weiß nicht, warum ich noch sage: »Ein echter *Mutivoda*.«

Dražen sah mich nur an, als würde er einen Moment lang bezweifeln, dass dieser Deutsche wirklich nur ein *Mutivoda* war, und sagte mehr zu sich selbst: »Aha, ein kapitalistischer *Mutivoda*.«

IM MUSEUM habe ich angefangen, Tagebuch zu schreiben, was für mich höchst ungewöhnlich ist. Das Tagebuchschreiben erfordert nämlich eine besondere Konzentration auf das eigene Schicksal und zumindest einen Hauch Eigenliebe, von Disziplin ganz zu schweigen. An all dem hat es mir immer ernsthaft gemangelt, genauso wie an Selbstbewusstsein und grundlegendem Glauben an mich selbst. Natürlich abgesehen von den paar Jahren, als das abgestandene Punkgefühl in mich schwappte und ich mir so wichtig vorkam, dass ich einen Moment lang nicht mehr das taumelnde Kind war, das keine verlässliche Stütze in und um sich herum hatte.

Ein Tagebuch aber ist Beweismaterial, ein Urteil ohne Zeugen und Geschworene, eine Chronik von Aufstieg und Fall, Siegen und Niederlagen, vor allem aber von Erinnerungen, die sich für dich als nützlich erweisen, wenn du den Ballast, der sich in deinem Leben angesammelt hat, endgültig vergisst. Ich weiß wirklich nicht, ob ich das alles lesen und noch einmal nacherleben möchte. Ohne Änderungen, Ergänzungen und Selbstbetrug.

Der Mensch verändert sich ständig, auch wenn er an der Oberfläche derselbe bleibt, und mag der Fluss, in dem er schwimmt, noch so trüb sein, bewahrt er sich doch die grundlegende Klarheit, mit der er als Kind glänzte; solange er eben glänzte. Jedem ist klar, dass man diese Zeit nicht messen kann, genauso wie es unmöglich ist, Tag für Tag all das zu beschreiben, was uns über Wasser hält; all die Hoffnungen, die uns in den magersten und unbarmherzigsten Augenblicken unseres Lebens nähren. Nicht zuletzt geht es um universelle Empfindungen, die uns allen gegeben und geschenkt sind, um sie zu gebrauchen, Empfindungen, die unsere Alltagsroutine übersteigen, und dazu gehört auch das Tagebuchschreiben.

Zuerst ist da dein eigener Anfang: leer, ungeformt, verträumt, zugetan. Dann beginnt es zu tropfen – du weißt nicht, von wo.

Aus deinem Anfang beginnt sich etwas zu erheben, das nicht du in deinem Anfang bist; du weichst zurück, dann noch ein Stück und noch und noch ... Immer tropft es so, dass es dich stört, weil es in dir neblig wird, obwohl es von draußen tropft ... Du sehnst dich nach deinem Anfang, um mit dem Ursprünglichen Zwiesprache zu halten, dem unklaren Deinen, doch bald begreifst du, dass das nicht mehr geht ... Es tropft und tropft ... die menschliche Gegenwart, derer du dir nicht ganz sicher sein kannst ... Darum tropfst du ihr langsam hinterher, du gehst nicht, du tropfst ... Bald findest du dich damit ab, obwohl du nicht genau weißt, womit ... Und das stört dich, weil du noch immer deinen Anfang suchst, in dem etwas Reines und Unverlogenes ist ... Es stört dich, dass du zu schwach warst, und jetzt hast du etwas, das tropft, und zum ersten Mal kommt dir der Gedanke, dass du auch aufhören und alles zusammen unterbrechen könntest ...

Ich bin mir sicher, dass irgendwer, irgendwo, in irgendeinem anderen Block, genau in diesem Moment einen Roman schreibt, wie ich ihn zu schreiben versuche, nur sind seine Empfindungen mit ganz anderen Farben versehen. Was uns verbindet, ist ein Fenster mit Blick auf andere Fenster, ein Block mit Blick auf einen anderen Block, ein Balkon, von dem schon lange keiner mehr runtergeschaut hat, und das Retten all dieser Empfindungen durch das Schreiben, das für alle anderen völlig bedeutungslos ist.

DAHEIM KANN ICH keine zehn Minuten lang ruhig sitzen; die ganze Zeit gehe ich in die Küche und mache mir was zurecht, auch wenn klar ist, dass aus diesem Mehl kein besonderes Brot werden kann. Ich ertappe mich dabei, dass ich genau das tue, was mein Vater getan hat, bevor er sich gründlich verbraucht hat und endgültig vor seinem Fenster mit Blick auf den verwaisten Basketballplatz, den Golovec und das Fernheizwerk sitzen geblieben ist. Im Museum werde ich vollkommen ruhig und bin klar wie die Ljubljana, die ihren trüben Charakter langsam verliert. Dann mache ich mich ans Schreiben, mit dem ich die Leerstellen im Kopf und im Herzen befülle, Leerstellen aus anderen, etwas weniger trüben Zeiten.

Es ist kurz nach neun Uhr abends, als ich mich im Wohnzimmer auf den Schemel schwingen, um die schicksalsträchtige Glühbirne im familiären Lüster zu wechseln. Zu spät bemerke ich, dass gerade ein wichtiges Basketballspiel läuft, mit Dražen höchstpersönlich. Vater dreht sich zu mir und macht mich darauf aufmerksam, dass man Glühbirnen nicht in der Nacht wechselt. Worauf ich ihn frage, wann sonst man sie wechseln soll. Doch nicht etwa am Tag? Sagt er zu mir, dass ich ihm aus der Sicht gehen soll, er möchte sich das Spiel anschauen. Und dass Dražen verliert. Es ist mehr als offensichtlich, dass ihm das nicht gefällt. Ich frage ihn, seit wann er zu den Kroaten hält. Darauf er: *schon immer. Außerdem ist Dražen kein Kroat. Und was ist er, wenn nicht Kroat? Er ist unser Kapitän. Und wer sind wir*, frage ich ihn. Er sagt nur, dass ich endlich die verdammte Glühbirne wechseln soll, sonst zerschlägt er noch diesen beschissenen Lüster. Ich frage ihn noch einmal, *wer sind wir*, weil ich nicht weiß, wer wir sind. Darauf er zu mir, ob ich ihn verarschen will, ihm ist nicht nach Verarsche. *Nein, überhaupt nicht, ich frag mich nur, wer wir sind. Pitaj*

mamu,¹ schreit er. Nein, ich frag dich, brülle ich fast zurück. Nemoj, da se dereš,² bleibt er stur. Ich will wissen, wer wir sind, damit ich weiß, zu wem ich halten soll. Wir halten zu Dražen, er ist einer von uns. Aha, Slowenen sind wir also nicht. Slowenien ist dein Land! Was heißt mein Land, warum nicht von uns allen? Ich halte zu Dražen und damit basta. Ich sehe ein, dass mit ihm nicht zu reden ist, also mache ich mit dem Wechseln der Glühbirne weiter. Als ich es schließlich schaffe, drücke ich auf den Lichtschalter. Das Zimmer ist hell erleuchtet, als Dražen gerade den zweiten Freiwurf versammelt. Die Sirene verkündet das Ende der Begegnung, die Halle ist im Delirium. Die slowenischen Basketballer jubeln, während Petrović mit hängendem Kopf das Spielfeld verlässt. Pa jebem ti svjetlo, zar ne vidiš, da smo izgubili?³ Dražen wird nie verlieren, Alter, versuche ich ihn zu beruhigen. Das ist nur ein weniger wichtiges Spiel. Du brauchst nicht so betroffen zu sein. Was weißt du, warum ich betroffen bin? Weißt du überhaupt, was mir alles Sorgen macht? Nein, das weißt du nicht, weil du nur an dich denkst. Wenn Dražen nur an sich denken würde, würde er jetzt nicht über den Platz humpeln; er würde dort in Amerika schön in seinem Swimmingpool schwimmen und sich psychisch auf die neue Saison vorbereiten. Aber er wollte doch unbedingt spielen, soviel ich weiß, versuche ich ihn auf den Boden der Tatsachen zurückzuholen. Er wollte für seine Nationalmannschaft spielen, weil das für ihn alles bedeutet, lässt er nicht locker. Wenn es mehr von seiner Sorte geben würde, wären wir nie zerfallen. Ja, vermutlich, stimme ich ihm irgendwie zu. Aber solche wie ihn gibt es nicht viele, und das ist gut so. Wir können nicht alle wie er sein, wir können nur das sein, was wir in Wirklichkeit sind. Und das

¹ Frag deine Mutter

² Schrei mich nicht an

³ Scheiß auf das Licht, siehst du nicht, dass wir verloren haben?

ist am schwersten, finde ich. Wir fürchten uns vor der Konfrontation mit unserer eigenen Nichtigkeit, deshalb hängen wir uns an Helden wie Dražen. Früher waren es diese, jetzt sind es jene Helden. Aber früher oder später sterben auch sie. Hej, da nisi več to reko,⁴ fällt er mir ins Wort. Mal nicht den Teufel an die Wand, si slišo?⁵ Ist ja nur eine Redensart, beruhige ich hin. Auf Dražen warten noch viele Siege. Die Sonntagabende müssen für einen Wachmann, der nicht verhindert hat, dass man ihm das Lager ausräumt, offenbar besonders schmerzlich sein. Ich schalte das Licht aus und überlasse die beiden dem Kommentator, der die Begegnung zusammenfasst. Er kommt auf die Spielstatistik zu sprechen, die Dražen als besten Werfer ausweist. Vater bleibt auf seinem Polstersessel liegen und sagt nur noch, dass ich schlafen gehen soll, morgen ist wieder ein Arbeitstag. Der Kommentator erklärt die hervorragende Leistung der Verteidigung, die Dražen gestoppt habe. Der Kerl wirft dreißig Punkte, aber die Verteidigung hat ihn gestoppt. Was bedeutet gestoppt? Was wäre gewesen, wenn sie ihn nicht gestoppt hätte? Wie viele Punkte hätte er dann erst erzielt? All diese Fragen begleiten mich ins Bett. Aus dem Wohnzimmer sind noch immer die Schlussworte des Kommentators zu hören, der die Helden des slowenischen Siegs aufzählt. Mit Freude greife ich nach dem erstbesten Buch, das mir in die Finger kommt, und lege es mir auf die Brust. Für den Anfang. Aus dem Block gegenüber höre ich eine bekannte Melodie und die Stimme von Milan Mladenović ... *Ovo je zemlja za nas, ovo je zemlja za svevišnje ljude* ...⁶ Die Blocks stehen hier ein wenig näher, darum scheinen wir noch immer zusammen

⁴ He, sag so was nie wieder

⁵ Hast du gehört?

⁶ Dies ist das Land für uns, das Land für allmächtige Leute ...

zu sein und nicht zerbrechen zu können an einem Sonntagabend um zehn. *Ja u njoj vidim spas ...*⁷

Alle Worte erübrigen sich, wenn kurz nach fünf Uhr früh aus dem Radio in der Küche die guten alten Wecklieder erklingen. Jeder muss seinen Beitrag leisten, auch wenn manche nicht wissen, worin genau dieser Beitrag besteht. Trotzdem schreiten sie weiter wie eine Armee, die ihre Befehle längst erhalten hat. Man braucht nur in die schon ausgehobenen Schützengräben zu springen und aufzupassen, dass der Feind die vordersten Linien nicht durchbricht. *Heute wird es ein wenig bewölker sein*, sagt die charmante Sprecherin. Woher ich weiß, dass sie charmant ist? Hinter dieser Stimme kann sich was ganz anderes verbergen, meldet sich der Selbstbefrager in mir. Nein, diese Freude mache ich ihm nicht, schon gar nicht um diese Zeit. Hinter ihr kann sich gar nichts verbergen, bin ich mir sicher. Diese Stimme ist die reinste Unmittelbarkeit, Hingabe und Wärme. Wer sie hat, ist glücklich, und momentan bin das ich. Ihre Akkorde sind klar wie der Morgenhimmel, der über meiner Stadt erwacht. *Örtlich müssen wir auch mit dem einen oder anderen Gewitter rechnen*, legt sie mir ins Ohr, und ich drehe mich nach links.

Ich werde warten, bis das Gewitter kommt.

Um sieben kommt Mutter an die Tür und bedankt sich, dass ich die Glühbirne gewechselt habe. *Er hätte das nie gemacht*, sagt sie lächelnd, und auch ich lächle, weil ich weiß, dass sie das nicht so meint. Wir beide kennen seinen Starrsinn, der natürlich auch seine zweite, weichere Seite hat. Wann und wem gegenüber sie sich öffnet, ist nicht vorherzusehen. Aber das werden die beiden miteinander regeln. Ich habe meine Moderatorin, die gerade die Frühnachrichten liest. Sie spricht über die Privatisierung, den neuen

⁷ In ihm sehe ich unser Heil ...

5.000-Tolar-Schein, den wir im Herbst bekommen werden, den großen Sieg Sloweniens, das bei der Europameisterschaft gesetzt sein wird. Auch den Verkehrsbericht kriegt sie flockig hin, sodass ich mich wirklich sicher fühle.

Gegen zwei Uhr beginnt es wirklich zu schütten, wie sie vorhergesagt hat.

Nein, nicht er. Warum er? O bože mili!!!! Sine!⁸ Sine, hast du das gehört? Vaters Schreie in der Küche wecken mich, und sofort ist mir klar, dass etwas Schreckliches passiert ist. Schon steht er in der Zimmertür. Hast du gehört, im Radio, hast du gehört, schluchzt er im Schock ... Nein, ich hab nichts gehört, echt nicht ...

Dražen! Was ist mit Dražen? Dražen ist mit dem Auto ... Er ist gestern allein gefahren, nicht mit der Mannschaft ... Sag schon, was los ist! Was ist passiert? Ein Lastwagen, ein Tanker hat sich quergestellt und ihm den Weg versperrt. Er hat geschlafen, er war nicht angegurtet. Seine Freundin ist gefahren, und noch jemand war im Auto. Es hat geregnet, die Straße war nass ... Sie hat gebremst, aber es hat nicht gereicht ... Er bricht förmlich zusammen ... wieder diese Stimme, die ich schon kannte.

Aber er doch nicht, kommt es mir über die Lippen, als ich begreife, dass es zu Ende ist. Sie sagen, er lebt nicht mehr, gesteht er mir schließlich. Sie haben versucht, ihn wiederzubeleben, lange, aber es war nichts mehr zu machen. Ich versteh das nicht, warum ausgerechnet er, warum nicht ein anderer, warum nicht Milošević oder irgendein Verbrecher, warum er ... Fast weint er. Er beginnt zu schluchzen und hockt sich auf den Boden wie ein kleines Kind. Was sollen wir jetzt machen, ohne ihn?

Andere Dražens werden kommen, versuche ich ihn zu trösten, aber es hilft nicht. Keiner wird wie er sein, keiner. Verstehst du nicht? Keiner

⁸ O gütiger Gott!!!! Mein Sohn!

wird sich allein an die Dreierlinie stellen, alle werden auf Nummer sicher gehen. Alle werden es mit einem Korbleger probieren. Keiner hat die Eier, für uns alle zu entscheiden. Verstehst du nicht? Ich will ihm sagen, dass ich verstehe, doch er erlaubt es mir nicht. Er hat es mir nie erlaubt, weil auch er zu seiner eigenen Leere verurteilt war. Ich kann ihm nur verzeihen und zeigen, dass er nicht allein ist. Ich tippe ihm nur so viel auf die Schulter, dass er meine Nähe spürt. *Gib nicht auf, gib niemals auf*, flüstere ich fast. Er sieht mich an, und zum ersten Mal scheinen wir im selben Team zu sein. Wenigstens einen Moment lang. Und dass wir unseren besten Mann verloren haben.